

Gottfried Keller — Preis der Martin Bodmer-Stiftung

FLEUR JAEGGY erhält 2024 den 42. Gottfried-Keller-Preis der Martin Bodmer-Stiftung

Material für die Presse

Barbara Villiger Heilig über Fleur Jaeggy, *Die Republik* 2021

Interview von Dylan Byron, *The New Yorker* 2021

Ausschnitt aus *Die seligen Jahre der Züchtigung* (Suhrkamp Verlag Juni 2024)

Fleur Jaeggy über Ingeborg Bachmann, DU-Heft

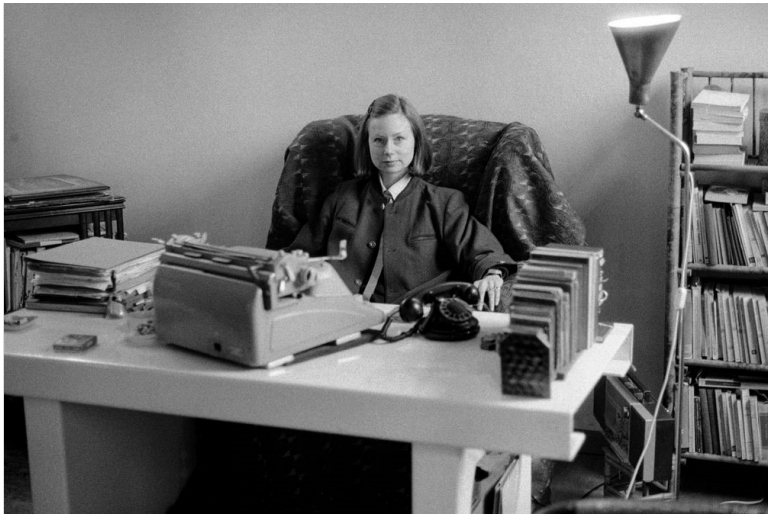
Fleur Jaeggy über ihre Mutter, NZZ

(Die beiden letzten Texte fanden Eingang in den Band mit Kurzprosa *Sono il fratello di XX*, der im September bei Suhrkamp auf deutsch erscheint.)



Fleur Jaeggy als junge Frau, Privatarhiv (publiziert in DIE REPUBLIK, 2021)

Gottfried Keller — Preis der Martin Bodmer-Stiftung



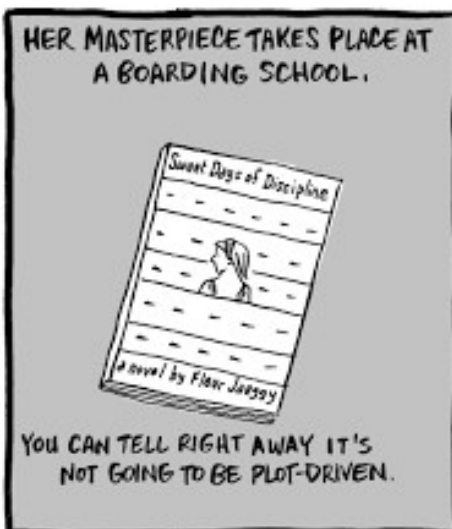
Jaeggy an ihrer Schreibmaschine 1989 in Mailand.
Ferdinando Scianna/Magnum Photos/Keystone



Schöne Erinnerungen ans Sechseläuten: Fleur Jaeggy (Mitte) mit ihrem Vater, Titelbild
von *Proleterka*. Privatarchiv.

Gottfried Keller — Preis der Martin Bodmer-Stiftung

Nathan Gelgud: *The dark magic of Fleur Jaeggy*, Spiralbound 2019



Gottfried Keller — Preis der Martin Bodmer-Stiftung

Die Geheimnisse der Hermes Ambassador

Schmales Werk, nachhaltige Wirkung: Die Bücher von Fleur Jaeggy verströmen eine düstere Faszination. In der Schweiz geboren, lebt die Autorin seit langem in Mailand. Ihre Wohnung ist eine Wunderkammer der Erinnerungen.

Barbara Villiger Heilig, 2020 Die Republik

Auf der einen Seite des Raums, von der Tür aus links, thront zwischen Papierstapeln die Hermes Ambassador. Auch wenn ich sie immer nur eingepackt gesehen habe: An dieser Schreibmaschine sind Bücher entstanden, deren Wirkung weit in die Welt hinausstrahlt.

Gegenüber, rechts der Tür, hängt das Bild, verdeckt von einem Tuch. Lange zögerte ich, bis ich darum bat, das Tuch heben zu dürfen. Zum Vorschein kam ein fein gezeichnetes, fast durchsichtiges Porträt der Autorin als junge Frau. Signiert hat es Pierre Klossowski.

Das Tuch, behauptet Fleur Jaeggy, schütze vor dem Sonnenlicht, das – selten genug – durch die Terrassentür ins Zimmer fällt. Eine nur halbwegs überzeugende Rechtfertigung. Ich stelle mir vor, wie die Schriftstellerin am Schreibtisch sitzt, stundenlang, tagelang, und tippt. Will sie nicht eher verhindern, dass ihr jüngeres Ich sie dabei beobachtet?

Das Innenleben eines Hauses

Fleur Jaeggy ist ein geheimnisvolles Wesen. Alles um sie herum scheint nach innen gerichtet, angefangen bei der Wohnung im Zentrum von Mailand. Gegen die Strasse hin eine schmucklose, ja, abweisende Mauer mit massivem Holztor: Niemand würde den idyllischen Innenhof dahinter vermuten, von dem aus der Treppenhausschacht nach oben führt zur verwinkelten Wunderkammer, in der die Autorin seit Jahrzehnten lebt.

Drinnen ein schmaler Korridor mit Büchergestellen, bis hoch hinauf an die Balkendecke lückenlos gefüllt. Alte, wertvolle Ausgaben, Klassiker, Raritäten – wer hat sie wann gelesen? Früher verkroch sich Tsanga in einem der Regale, die geliebte Katze. Als sie starb, hinterliess sie tiefe Trauer und viele Fotos, die sich überall verteilen, angepinnt an Wänden, verstreut auf Möbeln, zwischen anderen Fotos von anderen Leben.

Die Wohnung ist nicht gross. Trotzdem fehlt mir die Orientierung. Küche, Bad, weitere Bücherzimmer, in einem davon steht der zierliche Flügel ... Meistens sitzen wir im Wohn- und Arbeitszimmer, ich am kleinen Teetisch, Fleur auf der niedrigen Couch unter dem Porträt, die Hermes im Blickfeld, auf der sie ihre Texte schreibt, wie sie Klavier spielt: Tonleitern, Wortketten. Denn laut ihr geht es auch beim Schreiben darum, die Finger mechanisch in Bewegung zu halten. Und: eine ganz bestimmte Sonorität zu erzeugen. Warum dieses Wort, will ich wissen, weil ich eine adäquate Übersetzung suche. Wegen des Klangs, lautet die Antwort.

Am Ende des Gangs, im geräumigsten Zimmer, steht ein Computer mit grossem Bildschirm, auch der umgeben von wachsenden Bücherstössen und sich türmenden Manuskripten. Das Studio des Ehemanns Roberto Calasso, selbst ein Autor und der Chef des prestigeträchtigen Mailänder Adelphi-Verlags. Calasso hat den Rest der Etage dazugemietet, eine Zimmerflucht, die allerdings bloss einen Teil seiner unendlichen Bibliothek beherbergt: Hier die griechische Antike, hier die indische Mythologie, kommentiert er während der Führung durch die Gemächer. Kein Zweifel,

Gottfried Keller — Preis der Martin Bodmer-Stiftung

dass er genau weiss, wo sich was befindet, und vor allem: was die Bücher beinhalten.

Als Verfasser kulturhistorischer und kulturkritischer Essays ist Calasso einer der herausragenden italienischen Intellektuellen. Wenn er die Gegenwart analysiert, dann immer vor dem Hintergrund der nahen und fernen Vergangenheit. Das Universalwissen, das ihn durchströmt, findet gedruckten Niederschlag in seinem von Band zu Band sich weiterentwickelnden Werk. Er liest, denkt nach, schreibt; hält Vorträge, gibt Interviews, reist an Konferenzen. Und er leitet, was kein Nebenjob ist, seinen Verlag. Roberto Calasso ist immer in Bewegung.

Fleur Jaeggy verkörpert das komplementäre Gegenteil. Sie scheint in sich zu ruhen. Alles verdichtet sich in ihren schmalen Büchern zum Konzentrat. Gegenwart und Vergangenheit fallen ineinander. Die Schriftstellerin absorbiert, was sie wahrnimmt und empfindet, um es irgendwann in eigene Geschichten zu verwandeln. Literarische Echos, ob Zufall oder Absicht, verfangen sich darin. «Die seligen Jahre der Züchtigung» (1989), der Roman von Jaeggys Durchbruch, spielt in einem Appenzeller Internat und ist durchzogen von jener unheimlichen Stimmung aus aggressiver Angstlust und fieberhafter Erotik, wie sie auch «Jakob von Gunten» nicht fremd ist. Robert Walser – ein Seelenverwandter.

Als die Vergangenheit noch Zukunft war

Dieses Jahr wird Fleur Jaeggy achtzig. Trotz weisser Haare hat sie sich ihre mädchenhafte Anmutung bewahrt. Und eine jugendlich kraftvolle Stimme. Aber etwas ist neu. Offenbar möchte sie gewisse Dinge jetzt ordnen. «*Vista la mia età*», beginnt sie das Gespräch, «in Anbetracht meines Alters ...»

Was meint sie damit?

Bei einem Abendessen in Zürich vor dreissig Jahren trafen wir uns erstmals. Zur Tischrunde zählten auch Klaus Wagenbach und seine damalige Frau. Fleur Jaeggy und Roberto Calasso rauchten filterlose Zigaretten. Sie wirkten wie ein Glamour-Paar aus dem Kino: gesellschaftlich versiert, konversationssicher, geistreich. Was geredet wurde, weiss ich nicht mehr. Nur, dass Fleur einen Eindruck von hoheitsvoll-unnahbarer Nonchalance hinterliess. Über der Erinnerung liegt ein Glanz von Lebhaftigkeit.

Eine weitere Begegnung, Jahre später, fand im Hotel Tiefenau statt. Wieder Zürich, diesmal Hottingen, am Nachmittag vor einer Lesung. Keine tiefschürfenden Gesprächsthemen: dies und jenes, insbesondere die passende Garderobe. Nichts liess mich vermuten, dass Fleur Jaeggy in der unmittelbaren Nachbarschaft einen Teil ihrer Kindheit verbracht hatte. Denn über ihre eigene Biografie schwieg sie sich standhaft aus.

«Proleterka» (2001), jenes Buch, aus dem sie abends bei der Veranstaltung las, beginnt mit dem Zürcher Sechseläuten. Das Coverfoto – ein Mann mit Dreispitz, ein Mädchen in Tracht – zeigt nicht irgendwen, sondern den Vater der Autorin und sie selbst. Bloss erkannte ich sie nicht. Ihre Reserviertheit in Bezug auf Privates wirkte wie ein Sehverbot.

Ich weiss noch, dass die Veranstalter anschliessend zum Essen in den «Vorderen Sternen» einluden. Statt in die «Kronenhalle»! Damit schien sich Fleur nicht abzufinden. Lustlos stocherte sie in ihrer Röstli herum, wie ein Kind, dem man die Erfüllung des innigsten Wunschs verweigerte. Dabei war sie von Fans umringt, unter

Gottfried Keller — Preis der Martin Bodmer-Stiftung

ihnen namhafte Schweizer Autorinnen. Ein erfolgreicher Anlass, der für die gefeierte Protagonistin offensichtlich in einem Misston endete. Mich wunderte und befremdete das sogar.

Allerdings ahnte ich nicht, dass ihre Enttäuschung etwas ganz anderem galt als der mittelmässigen Rösti. Dass die «Kronenhalle», auf die sie verzichten musste, zur Suche nach einer verlorenen Zeit gehört hätte. Jener Zeit, als die Tochter von Paul Jaeggy an dessen Seite den Sechseläutenumzug absolvierte. Ob sie mit ihm, der als Zürcher Anwalt einen bürgerlichen Lebensstil pflegte, auch in der «Kronenhalle» sass? Oder war das später, zusammen mit Calasso, der sich dort vielleicht mit Elias Canetti verabredete?

Noch ein Treffen. In Ascona war Fleur Jaeggy Gast bei den «Eventi letterari», dem Literaturfestival auf dem Monte Verità. Sie logierte im Hotel Eden Roc: atemraubende Seesicht, erstklassige Hotellerie, Luxus pur. Als ich sie eines Vormittags abholte, überraschte ich sie in ihrem Zimmer an einem Frühstückstisch, der dem Schlaraffenland ähnelte. Croissants, Toast, exotische Fruchtsäfte, frischer Obstsalat, Bircher-müesli, Kaffee in der Silberkanne – und davor, hilflos, sie. Wo anfangen?

Oft dachte ich an diese surreale Inszenierung zurück. Erst jetzt geht mir der Zusammenhang auf. Seit ich weiss, dass Fleur Jaeggy, kaum volljährig, die Modewelt frequentierte und während dieser Phase ausschliesslich in Grandhotels verkehrte. Also wieder ein Versuch, Vergangenes zu vergegenwärtigen? Den Moment, als die Zukunft noch vor ihr lag wie das lockende Versprechen eines überreich gedeckten Tisches ...

Gewalt und Schrecken

Die Frage, die sich mir immer drängender stellt, betrifft das Verhältnis von Literatur und Leben. Den alchemistischen Prozess, der Leben oder Erleben in Literatur transformiert. Bei jeder Autorin, bei jedem Autor nimmt er einen individuellen Verlauf. Im Fall von Fleur Jaeggy blieben die Domänen stets strikt getrennt. Das Leben: privat. Die Literatur: öffentlich.

Zwar hat sich diese Abgrenzung in letzter Zeit etwas gelockert. Der 2014 erschienene Sammelband «Sono il fratello di XX» (er wurde seltsamerweise nie auf Deutsch übersetzt) enthält verschiedene Ich-Texte, die klar in der Realität verankert sind: Reminiszenzen an Joseph Brodsky, Oliver Sacks, Ingeborg Bachmann, mit denen sie befreundet war.

Aber abgesehen davon: Inwiefern ist Jaeggys Schreiben – ihre kurzen Romane, ihre Erzählungen – autobiografisch? Als Kulissen, Statisten, Requisiten tauchen darin Orte, Personen, Gegenstände auf, die durchaus eine Rolle spielen in der Biografie der Autorin: Je mehr ich davon erfahre, desto deutlicher fällt mir das auf. Trotzdem ist Vorsicht geboten. Der Schrecken, die Gefühlskälte, das stille Grauen, die subtile Gewalt: Sie prägen ihr Werk, passen aber so gar nicht zu dem Ton, in dem sie – nun plötzlich doch – von Kindheit und Jugend erzählt.

Dabei liegt die Wucht ihrer Literatur exakt da. Ohne Wimpernzucken sondiert Jaeggy die Abgründe des Gemüts. Pünktlich zieht sie damit ihre Leserschaft in den Bann. Der jüngste Beweis liegt auf dem Teetisch in Mailand – eine Graphic Review. In Comic-Form schildert der US-amerikanische Zeichner Nathan Gelgud seine Lektüre der «Seligen Jahre». Vor schwarzem Hintergrund das weisse Buch, zwischen den aufgeklappten Seiten ein Messer «It was like discovering a murder weapon».

Gottfried Keller — Preis der Martin Bodmer-Stiftung

Nur keine Psychologie!

Woher die Mordwaffe kommt, darüber lässt sich spekulieren. Es ist leicht, Fleur Jaeggys Jugendjahre als Erklärung beizuziehen (wobei die Autorin selbst sich psychologische Begründungen verbietet). Ein Scheidungskind, aufgewachsen bei der Tessiner Grossmutter und in wechselnden Internaten: Lugano, Teufen, Lindau, Zug, das noble Römer Institut Villa Pacis. Ferien mit dem Vater in der Schweiz. Aufenthalte bei der Mutter in Rom.

Gehobene Verhältnisse. Keine materiellen Sorgen. Dafür: Trennungen, Ortlosigkeit. Die seelische Verfassung münzt Fleur Jaeggy um in ihre schwindelerregende Prosa (und eine persönliche Poetik):

«Kinder hören auf, sich für ihre Eltern zu interessieren, wenn sie verlassen werden. Sie sind nicht sentimental. Sie sind leidenschaftlich und kalt. In gewisser Weise lassen manche ihre Empfindungen, ihre Gefühle fallen, als wären es Gegenstände. Mit Entschlossenheit, ohne Trauer. Sie werden Fremde. Manchmal Feinde. (...) Die Eltern sind nicht notwendig. Wenig ist notwendig. Manche Kinder regieren sich selbst. Das Herz, ein unverderblicher Kristall. Sie lernen vorzutäuschen. Und die Fiktion wird der aktivste, realste Teil, verführerisch wie Träume. Sie tritt an die Stelle dessen, was wir für wahr halten. Vielleicht ist es nur das, manche Kinder besitzen die Gnade der Loslösung.» Aus: «Proleterka»

Der Schock dieser Prosa – mitleidlose Messerschärfe, komplette Abwesenheit von Larmoyanz – erklärt sich kaum aus dem Leiden an den familiären Umständen. Er setzt Kraft voraus. Resilienz. Den Triumph, solchen Zumutungen gewachsen zu sein. Den Stolz, daraus Gewinn gezogen zu haben: einen seismografischen siebten Sinn für Mikroemotionen. Und die Begabung, ihn zu verbalisieren. Wenn Fleur Jaeggy schreibt, verfügt sie souverän über ihre Instrumente, die Mordwaffen.

Und während ihre Bücher durch affektive Distanziertheit bestechen, hält die Autorin heute, in Anbetracht ihres Alters – wie sie zu sagen pflegt –, Rückschau auf das, was ihrem Dasein Halt gab. Für die Abgründe ist die Literatur zuständig. Doch um hinunterzublicken, ohne selbst in den Abgrund zu fallen, ist ein Geländer nötig. Sicherheit, Selbstsicherheit.

Fleur Jaeggy ist eine starke Persönlichkeit.

Es war einmal

Fotoalben, Schriftstücke, Gegenstände. Ihnen entlang begleite ich Fleur Jaeggy auf den Erinnerungsexkursionen. Dorthin, wo sie noch gar nicht als Schriftstellerin in Erscheinung tritt. Wo sich aber, im Nachhinein, Motive aus den Vexierbildern finden, die ihre Bücher darstellen: der kleine Bruder, Freundinnen aus dem Internat, ein Velo, Marke Condor, der Flügel, das Ortsschild von Teufen im Appenzell ... Und immer wieder Aufnahmen von Fleur, als Kind beim Skifahren, als blonder Teenager mit einem Verehrer. Jetzt fügen sich solche Motive, ergänzt durch andere und eingebettet in einen Zusammenhang, zu einer neuen Geschichte. Zum Roman eines Lebens. Lückenlos ist er nicht. Aber was für ein Leben!

Ein paar Stichworte daraus:

Pierre Klossowski: Auf dem Foto an der Pinnwand sitzt der Künstler neben der blutjungen Fleur; eine Haarspange befreit die hohe Stirne von der dicht herabfallenden Mähne. Beide lächeln. Lustig sei er gewesen, nicht wie sein Bruder,

Gottfried Keller — Preis der Martin Bodmer-Stiftung

der sich Balthus nannte und sich einen Adelstitel andichtete (sie verzieht spöttisch das Gesicht). «Wo wurde das Foto gemacht?» – «Vielleicht in der Normandie ...» – Ausser dem Porträt gibt es in der Wunderkammer zwei weitere Kunstwerke von Klossowski, ohne Vorhang, trotz der kruden Sujets: übermächtige Frauenfiguren. Nacktheit.

Muralto: Dort, am Lago Maggiore, stand die grosselterliche Villa. Ihr Verkauf war, aufgrund des paradiesischen Gartens, dem Lokalblatt einen Artikel wert – er hängt, mit Klebeband fixiert, an der Wand. Die Kindheit verbrachte Fleur grösstenteils bei der Grossmutter. Fahrradausflüge zum Monte Verità hinauf. Wilde Spiele mit den Kameraden. Zu wild, fand die Grossmutter und schickte die Enkelin nach Lugano ins Internat. Bei den Nonnen sei es «fürchterlich» gewesen, im Unterschied zu den späteren Internaten. Die Hochachtung hat sich die Grossmutter dadurch nicht verspielt. Auf einem Foto mit Gelbstich legt ihr Fleur zärtlich den Arm um die Schulter.

Die Mutter: Sie stammte aus dem Tessin. Eine extravagante, selbstbestimmte Frau. Der kleine Hut, die lässige Geste, mit der sie sich ihre Zigarette anzündet: Ein Schnappschuss fängt den Charakter ein. Nach der Trennung vom ersten Mann heiratete sie einen Diplomaten, dem sie nach Südamerika folgte. Den festen Wohnsitz in Rom gab man nicht auf. Fleurs einige Jahre jüngerer Halbbruder gehörte zur zweiten Familie. Eine Aufnahme aus der Römer Zeit zeigt zudem jenen Jüngling, der nach Zürich fuhr und beim Vater um Fleurs Hand anhielt. Eine exzellente Partie, doch die Verlobte entschwand – nach Mailand und bald in entferntere Sphären.

L'école de Ménage:

Das letzte Internat befand sich in Zug: eine Haushaltsschule. Fleur Jaeggy benützt die französische Bezeichnung (wahrscheinlich, weil die Eltern mit ihr Französisch sprachen). Vor den Lektionen drückte sie sich. Oder wie sie es formuliert: «Ich habe nie etwas Schwieriges gemacht.» Hingegen nahm sie, «aus Jux», an einem Wettbewerb der italienischen Zeitschrift «Grazia» teil und wurde prompt nach Mailand eingeladen. Darauf bereiste sie als «indossatrice» – heute würde man Model sagen – die Modehauptstädte in Europa und den USA. «Wir waren sehr verwöhnt. Die besten Hotels, die besten Restaurants.»

Dr. Paul C. Jaeggy, Rechtsanwalt: Eine Visitenkarte aus der Mappe mit den Dokumenten des Vaters. Seine Kanzlei lag vis-à-vis dem Zürcher Hauptbahnhof am Anfang der Bahnhofstrasse. (Unternahm man von dort aus die oft erwähnten Besuche bei Sprüngli?) Aufgewachsen war der Vater im aargauischen Rothrist als Sohn eines Textilfabrikanten. Ein dicker, bebildeter Band gibt Auskunft über die Lokalgeschichte. Das Familienwappen. Das herrschaftliche Haus. Fleur Jaeggy ist nie dort gewesen. Doch ihr Interesse für den Familienhintergrund bezeugt die enge väterliche Bindung, die sich ausserdem in der spontanen Freude beim Hören des Sechseläutenmarsches ausdrückt.

Paris: Wo hat sie eigentlich zu schreiben begonnen? Unklare Auskunft, «vielleicht in Paris», dann korrigiert sie sich: Dort habe sie vor allem gezeichnet. Warum überhaupt Paris? «Alle waren dort», und: «Ich wollte die Billardschule besuchen.» Sie erzählt von einem Café bei Les Halles, das unterdessen verschwunden sei. Der Patronne brauchte sie den Kaffee nicht zu bezahlen. Damals war das Geld knapp: «non avevo un soldo!»

Spitzweg: Ein kleines Ölgemälde, goldgerahmt. Vor dem rotbraunen Hintergrund hebt sich die Wasserpfeife nur durch den Glanzeffekt ab, so transparent ist das Glas. Unten die Signatur des Malers. Handelt es sich um eine Detailstudie zu den «Zwei Türken im Kaffeehaus», die ich im Internet entdeckte? Das Bild hing seit je bei Fleur

Gottfried Keller — Preis der Martin Bodmer-Stiftung

Jaeggys Vater. Jetzt hängt es neben ihrem Lieblingsplatz, der Couch, wo man es fast übersieht. «Vergiss nicht, den Spitzweg zu erwähnen», ruft sie mir beim Abschied hinterher.

Und auf Deutsch...?

In rund dreissig Sprachen sind Fleur Jaeggys Bücher übersetzt: Von Armenien bis Spanien, von Island bis China, von den USA bis Taiwan, von Kroatien bis Russland, von Schweden bis Griechenland, von Polen bis Ägypten betören sie ihr Publikum. Die Leserschaft nimmt laufend zu, wie Neuübersetzungen und Wiederauflagen beweisen.

Nur auf Deutsch sind alle diese Bücher vergriffen. Wer sie lesen möchte, muss sich mit Bibliotheksexemplaren begnügen. Auch in der Deutschschweiz, wo die Schriftstellerin anno 1940 zur Welt kam, als – so steht es im Schweizer Pass – Fleur Anne Marie Claude Jaeggy.

Gottfried Keller — Preis der Martin Bodmer-Stiftung

The New Yorker Interview, Oktober 2021

Fleur Jaeggy Thinks Nothing of Herself

A conversation with the reclusive author about writing, silence, and the soul. By Dylan Byron

Born to a Swiss family in Zürich, in 1940, Fleur Jaeggy, grew up speaking German, French, and Italian, but it's in the latter that she writes spare, hypnotically pellucid novels. In September, New Directions released a translation, by Gini Alhadeff, of "The Water Statues," a novel that Jaeggy first published in 1980. Written in hallucinatory fragments of narration and dialogue, it tells the story of Beeklam—a privileged eccentric prone to rumination and reminiscence, who lives in a ruined villa crowded with drowned objects. Beeklam has only a handful of servants for company, among them his friend Victor. The book is dedicated to the Austrian writer Ingeborg Bachmann, who, until her death, in 1973, at the age of forty-seven, following severe injuries sustained in a fire, was a close friend of Jaeggy's. In 1989, Jaeggy published the novel "Sweet Days of Discipline," which won Italy's prestigious Bagutta Prize and was translated into English by Tim Parks. A silken dagger of a book, it recounts the melancholy demise of Jaeggy's schoolgirl companion Frédérique. The theme of friendship returned in Jaeggy's most recent work, "I Am the Brother of XX," a haunted collection of stories filled with spectral revelations from Bachmann, a lost sibling, and the thirteenth-century mystic Angela da Foligno. (New Directions published Alhadeff's translation of the book in 2017.)

Jaeggy rarely grants interviews. But, at the end of September, I flew from Paris to meet her at the apartment in the center of Milan that she shared for years with Roberto Calasso, the Florentine novelist, polyglot, and publisher, to whom she was married from 1968 until his death, this past July. Jaeggy, impeccably elegant in crisp whites and royal blues, her fine silver hair clipped back in a signature tortoiseshell barrette—she was a model as a young woman—welcomed me warmly, complimenting the tie I had put on for the occasion. We spoke mostly in French, straying occasionally into German and Italian. I asked Jaeggy about "The Water Statues" and her other books, the life she had lived between languages, and her memories of friends, including Bachmann, Oliver Sacks, Joseph Brodsky, and Giovanni Pozzi, a Swiss-Italian priest and literary scholar. I told Jaeggy how moved I had been by her unusual evocations of relationships that, to me, seemed to be queer; using a period expression that literally translates as "special friendship," she confirmed the suggestion. She was even more frank on the subject of gender, saying that she never distinguished between masculine and feminine. Jaeggy also expressed her lasting affection for Erich, a swan she once befriended near Berlin.

After a couple of hours had passed, Jaeggy guided me through a procession of dim, high-ceilinged rooms, stacked with colossal floor-to-ceiling bookshelves, and into her study, where books and personal effects circled an enormous desk dominated by a green Hermes Ambassador typewriter. Jaeggy calls the typewriter Hermes, and says that Hermes is the one who writes all her books. Above the typewriter's keys, Jaeggy had pinned a piece of paper bearing the first stanza of Hölderlin's "The Farewell". Our conversation, which I translated, has been edited for length and clarity.

What does literature have to do with revelation?

What do you mean by "revelation"?

Gottfried Keller — Preis der Martin Bodmer-Stiftung

I'm thinking of your references to the mystics Angela da Foligno, in "I Am the Brother of XX," and Anne Catherine Emmerich, in "The Water Statues."

There's always an interesting way to read the mystics. As adventure novels, even. And those are two really intelligent women. Often they seem to know much more than we do.

But, for me, it's very difficult to respond, because I like silence so much.

Perhaps that's why you prefer the mystics, who barely speak?

Yes, I read them with great pleasure. They're metaphysical. Intelligent. More than us. We write novels, but they have better-made brains, with a sense of the metaphysical.

But I have the impression that you're more interested in German mysticism than in German metaphysics or classical German philosophy.

Oh, philosophy is fine.

Less so than mysticism?

The mystics are funnier.

It's not difficult to be funnier than Hegel, is it?

All the same, one can still read Hegel. From time to time.

Do you see yourself as something of a mystic?

I would like that.

You aspire to it?

Yes, basically.

"The Water Statues," which bears the dedication "for Ingeborg," is written partly in dialogue fragments that are somewhat reminiscent of Bachmann's novel "Malina." I wonder why you decided to write dialogue.

Who knows? Ingeborg was my lifelong friend. We had a lot of fun together.

This was in Rome?

In Rome, and by the sea, in Poveromo. I followed her to the end of her days. Today, I wish she were still alive.

Did the mixing of narrative with dialogue in "The Water Statues" come from this friendship?

No. I mixed them to avoid boredom, and to shift what I write.

How does writing relate to the body?

You've spoken of the body, but not of the soul.

Forgive me.

The soul seems to interest no one. But it interests me a lot.

More than the body?

Yes. Really, yes.

Do you think that one's soul is masculine or feminine, like the body?

I never think of masculine or feminine. Why not neutral?

So much the better. But not everyone thinks like you.

Happily!

Setting aside the figure of Beeklam, you mostly write about women. But if you don't think in terms of masculine and feminine, perhaps there's no difference for you?

Not really, no. How difficult interviews are! In life, I'm rather mute. I respond very little. I'm mostly nothing, you see? I write, I continue to write. I have a beautiful typewriter.

Called Hermes, right?

Thank you for saying her name.

Is it far from here?

She's in the other room. We can go see her. We can go greet her.

If you like, yes, of course.

Gottfried Keller — Preis der Martin Bodmer-Stiftung

She's swamp green.

Does Hermes have a soul?

What a question! First of all, she writes all my books. So perhaps she has a soul somewhere. But this is very hush-hush. In any case, she's very beautiful. I was afraid she would break, because she's rather old, but, on the contrary, she still works. Writing by hand is quite difficult for me. If, by chance, I do a drawing, fine; but, otherwise, no. Oh, she's going to be very happy we're talking about her! She has her vanity.

But you don't.

Perhaps a hidden vanity. Who knows?

You seem rather modest.

"Modest" is not a word I like very much, because speaking about oneself is always a kind of effort. And, finally, it's not very interesting.

When you write, or when Hermes writes—

Thank you, thank you! You've understood everything. I hate the word "artist," but you know I make drawings.

I didn't know.

Hardly anyone does. There was an exhibition of them.

Here in Milan?

Yes.

What do you draw? Portraits?

No, but I would like to. I don't know why—as soon as we started talking, I was happy to tell you everything, but I would also like to erase everything I say. I'm giving you a photo of Hermes.

Oh, thank you! How kind!

In general one gives a photo of one's son, of one's father. Me, I have Hermes.

When Hermes writes, do you listen to what she writes, to her music, or more to an internal voice?

Hermes is everything. I've had her for so long, perhaps more than fifty years. So she has always been with me. Except now I write much less. And, if I write, I write like that—by hand. I don't like writing by hand; it's too sincere. I don't know.

She's beautiful.

Hermes. It hadn't occurred to me, but it's a man's name.

The Greek god.

Yes, yes, yes. She's so intelligent, Hermes.

In the first part of "The Water Statues," Beeklam glimpses a man "dressed in dark clothes with a white band at the neck," who "was walking in the garden, as though, after having named every single tree, he'd just let go of"—

"Emily Brontë's arm."

Exactly. The book has a curious atmosphere, both disaffected and intense—like Melville's "Bartleby, the Scirvener," perhaps. Do you think your writing occupies a place in English-language literature?

I don't think so at all.

Why not?

I don't know. Perhaps I'll write you a letter.

You read very well in English translation.

It's because the translators are so good.

But you have written exquisite essays on Thomas De Quincey and John Keats.

I imagine you're interested in English literature.

Oh, yes. Exactly. I hadn't thought of it.

Do you prefer to read in English or in Italian?

Gottfried Keller — Preis der Martin Bodmer-Stiftung

More in Italian. I try to read in English.

Are there English mystics who interest you?

I don't know. I'm so tied to the Germans.

Well, English is a Germanic language.

I love the German language. Unfortunately, I don't speak it very well; I've forgotten quite a bit. I spoke it when I was little. It's a very, very beautiful language. I've written something on the German language, I don't remember where.

It's here, in "S.S. Proleterka." If I may—

Thank you! "The tone of my voice changes. I realize that I am speaking German. As if that language had been imposed on me. The language of funerals, of sermons, of the Guilds. I have prepared a tiny glossary of the German words that have marked a destiny. That have changed the course of a life."

When you reread what you wrote on the German language, what do you think?

What can I think? First of all, I love the German language.

The sound?

Everything. The sound, and the construction.

The syntax?

Yes. And there is Latin behind everything. Then, above all, there is the sound. I like it very much. It's unfortunate that I don't speak with anyone in German. Everything is unfortunate. Don't you think so?

I think you're right. But the cover photo for "S.S. Proleterka" is beautiful.

I'm wearing a bonnet.

It's typically Swiss?

It's not typically Swiss, but it's typical of a cortège I walked in when I was young.

In Zürich?

Everything was in Zürich. You see, the bonnet is pretty. The dress, too.

How old are you here?

Fifteen, maybe.

And this is your father, I imagine?

He's wearing the hat of the guild.

He was a lawyer?

Yes. On the Bahnhofstrasse. You speak German, too, obviously.

Do you remember Hölderlin's "Return to the Homeland"? "You gentle breezes! Heralds of Italy!" Does your language have a homeland? Does it allow a return?

I don't know how to respond. Wait a moment. Fundamentally, it was Swiss German. Can you also speak Swiss German?

Oh, no, not at all.

But I consider my language to be Italian. It was my maternal language. And then I was in Rome. I always spoke Italian.

Do you have a homeland? Switzerland, perhaps?

I have to think for a moment. In general, I don't think I have a homeland. But the rare times that I go to Zürich, I have the impression that I know the city very well. Also the lakes. And the swans. I love swans. Do you like swans?

Swans? Very much.

When I was in Germany, there was an adorable swan. His name was Erich.

How did you know?

Because when I called his name, Erich, he came to see me.

Did he speak to you?

Yes.

In German?

Gottfried Keller — Preis der Martin Bodmer-Stiftung

In German, I think, and very often we would walk together. I loved him very much. When I left, I suffered, because I didn't see the swan anymore. And he was wounded. Because there were animals in the woods. But he's always on my mind, Erich. In thinking of Erich, I already become sad.

I'm sorry.

No, no. It happens to me sometimes. People think that they like their brother, their father, their mother very much. I prefer Erich. I have a photo of Erich. Would you like to see it? This is Erich.

He's huge!

Yes.

This is in Berlin?

Near Berlin. I suffered when I left, because he was unwell. There were some very nasty animals who bit him.

The German winter is beautiful, isn't it?

It's true. I used to take walks in the woods, and it was very beautiful. I was told to be careful because of the wild animals, but, personally, I hoped I would see them. But it never happened.

Do your memories belong more to one language or another? Sometimes to German, sometimes to Italian, sometimes to French?

Sometimes to French, certainly. But, for me, it's difficult, because when I go to Switzerland—for example, to Zürich—right away, I speak Swiss German. Despite not having been there for many years, I recognize the city extremely well. All the surroundings. And I find it quite beautiful. Then life passes. Faster than one imagines.

When you think of your past, does that please you?

And if I have no past?

Nor a future?

Brief. Very brief.

And the present?

The present is you and me. I'm still here. Still here, for very little time.

When you write, do you write in the present or more in the past?

I don't think about it.

And yet you use quite precise verb tenses. In Italian, as in French, there are also distinctions in the aspect of the verb that don't exist in German.

Yes, and I change the verbs a lot. Past, present—a mix. It bores me to always say, "I spent," "I did." No: "I do."

You have a very limpid use of the *passato remoto*. When you write of the death of Robert Walser, in "Sweet Days of Discipline," it's as if he were even closer to you than your memories of your school friends, for example.

It's true, it's true!

Is it because you still think about Robert Walser?

It's because he was, or, he is, quite close to me, Robert Walser. And also because he lived in a house in the Appenzell that I knew quite well. I thought how he lived wasn't bad, basically.

He was a great walker, no?

Yes, because the surroundings were quite beautiful. And there was never anyone there, so it was even more beautiful. Today, there might be three or four or five people, perhaps. Close to Robert Walser, there were also people who were a bit mad, but who were of an immense kindness. And when I went walking there, I greeted them; they greeted me. By the end, they were old friends. I didn't understand, because they were in houses that they couldn't leave. But, basically, they were like us.

Gottfried Keller — Preis der Martin Bodmer-Stiftung

Do you feel yourself shut in?

I think nothing of myself. It's better that I think nothing.

That's your mystic side, perhaps.

No, I don't think so. Maybe, but I think it's better if I don't think about myself.

And Hermes, is she shut in?

No. She's there in my room, very happy.

In general, does it take you a long time to write?

I don't know. I hardly write at all anymore. I have to think back to the time when I wrote. When it happens, it's like a little story of consumption. I sit there, for hours, before the typewriter. I look outside. I look inside me. And nothing comes out. For months, sometimes even for years. The more time passes, the more I think I have no existence.

At one point in "The Water Statues," Beeklam realizes that he is as much bound to his servant Victor as Victor is to him. Do readers belong to writers? And are they tied in friendship or in servitude?

I often think there is a bit of servitude in everything. Even in the time that passes when one looks out the window. And, naturally, in memories. The more time passes, the more I think I have nothing to say.

Why do you call the friendship between Victor and Beeklam "pre-Alexandrine"?

Because the friendship is a bit strange. A bit special.

Then it is a special friendship—*amitié particulière*, to use the old expression?

Yes, it's true.

It really is that. It's implied, but . . .

Absolutely.

You suggest it, but it's not entirely obvious.

I suggest it, as you say. Yes, yes.

Are there certain writers who enchant you? To whom you are bound?

Tabula rasa again. I don't know. Meister Eckhart. Dickinson.

What do you think of Dickinson?

She pleases me enormously.

Her images?

She is very ancient, Dickinson. She's someone not only to read but to reread.

"Sweet Days of Discipline" reigns supreme in the literature of special friendship.

Every morning, your narrator—full of melancholy desire for her classmate Frédérique—wakes early to walk alone in the "natural grave" of the Appenzell canton. The two girls talk about Baudelaire. Frédérique plays Beethoven. Why does Frédérique reproach you for having "an old woman's hands"?

It's not that she reproached me, as far as I remember.

Frédérique?

She liked them.

Elsewhere the narrator tells us, "I had read a few lines of Novalis about suicide and perfection." You know the passage in "The Novices of Sais" where Novalis predicts a universal degeneration of thought, and a general descent into madness? What do you think is the literature of the end of days?

It's a literature that accompanies us all the time. One likes Novalis a lot. One would like to be Novalis, perhaps.

A bit of a dangerous desire, no?

All that is dangerous attracts us.

Is literature also dangerous?

No. I think nothing is dangerous, more or less. I have a beautiful sword in a room, and, if one takes a sword, and does this, it's dangerous. I don't know what's dangerous,

Gottfried Keller — Preis der Martin Bodmer-Stiftung

really. And then, now, near the end of my life, nothing is dangerous anymore. One doesn't care. Who cares? You don't think?

Can literature accompany us during these days, this difficult period?

Why do you say this period and not another?

Maybe because I'm young, and I'm not thinking of other periods.

What a marvel to say, "because I'm young"! You're lucky!

I say it out of modesty.

But it's still nice to hear the words. Often one doesn't say what one means. How I would like to say interesting things!

You say them, in any case.

You think so?

I think so.

That almost gives me pleasure.

Almost?

You're funny. That tie is nice.

It's out of respect for you.

Ah, thank you very much! I appreciate it very much.

Blanchot says, that lasting friendship doesn't let us choose—doesn't let us live in the present. Do you agree?

I would say so! Even dogs would say so. Even dogs give us space to live in friendship. Erich, too.

You've written quite persistently on friendship. Friendships with Frédérique, with Ingeborg Bachmann, with Joseph Brodsky, with Oliver Sacks.

If I've written about them, they're all more or less things that I've lived. Not things that I thought of writing about. When I write about Sacks, for example, I'm looking at a fish in a tank in the restaurant where we were eating with Sacks. I was looking at him before leaving the restaurant; the poor fish—he was going to die soon. And then what, I don't know. It's a bit difficult for me to follow a sentence to the end. After all, like this fish who's going to die, the destiny of humans, of fish, what can I say?

With Brodsky, we took walks along the river. He was never cold. I remember clearly I had a coat and everything, but he was just walking in a shirt, like nothing could touch him. All of that is finished.

Friendship, you mean?

No, life. With Brodsky. It's good to think of nothing. It's quite tiring to think of the time that passes. Not for you, but, basically, I have to say, it doesn't interest me.

Perhaps writing about it interests you more than thinking about it?

Writing doesn't interest me at all.

The friendship you had with Ingeborg Bachmann and Joseph Brodsky, was it the same friendship you had with Frédérique?

It was a bit different. With Frédérique, it was the years when one is very, very young, and it ended in quite a tragic fashion. And it was very "in the head." I remember such lovely things with Brodsky; it was like the Baltic.

You know what Mallarmé says, about the winter: "Winter, season of serene art, lucid winter."

It's a beautiful verse. And just. Very precise.

Are you interested in French poetry?

Oh, yes. I lived in Paris, too. On the Rue Rambuteau. Do you know it?

I live a few blocks away.

I had a toilet on the fifth floor. I was penniless.

You spent time with your friend Pierre Klossowski there, didn't you?

Gottfried Keller — Preis der Martin Bodmer-Stiftung

Yes, absolutely. I have some of his drawings here. Of Pierre's.

Not of his brother's—Balthus, the supposed aristocrat?

That's true; Balthus pretended he was a prince.

Your old friend Giovanni Pozzi writes, that “the book is the dwelling place of silence, the repository of memory, the antidote to the chaos of forgetting, the place where the word lies, sleepless, ready to greet those who tread silently to seek its help.”

Beautiful, beautiful.

How can we hear the silent voice of literature?

When I think of writing with Hermes, she's not at all silent. She's a machine. Padre Pozzi wrote beautiful things on silence. I always have silence because I'm very often alone. If one has time to respond, one has already forgotten the question.

It's better to stay in silence?

Always, always.

Was it Father Pozzi who taught you silence?

He was a very intelligent man. And lighthearted. We got to know each other because—I almost have to laugh—he had read “Sweet Days of Discipline.” For a priest, it's interesting, too. He asked, “But who wrote this book?” Afterward, he became a great friend of mine. Now he's no longer here.

Would you like to come see my typewriter?

Yes, thank you!

I have the same red socks as you.

Do you know Knize, in Vienna?

Oh, yes! It's an excellent store.

They're from Knize. Thomas Bernhard was a regular there, wasn't he?

Yes. I remember seeing him in Vienna. He was also very funny.

This is Hermes? How beautiful she is!

She is beautiful, isn't she? Hermes Ambassador. I'm trying to see if there are still a few words left there, or, if they've been rubbed out. They're very difficult to see. It's a verse of Hölderlin's.

“Trennen wollten wir uns? wähten es gut und klug? / Da wirts taten, warum schröckte, wie Mord, die Tat? / Ach! wir kennen uns wenig, / Denn es waltet ein Gott in uns.”

Thank you for showing me Hermes; it's an honor. You have a little terrace here?

Do you want to see? When I used to live in Switzerland, I had a garden that I loved very much. Afterward, I came to Milan. There's a great silence here.

Do you always write here?

Always. But I hardly write at all now.

More short stories?

They're more in my head.

Your library is enormous. So many beautiful books.

They're my husband's books. He was also a writer.

Of course—Roberto Calasso.

He was quite well known.

As are you!

Is that true? I'm stupefied. But I hope that people read Calasso.

Gottfried Keller — Preis der Martin Bodmer-Stiftung

Die seligen Jahre der Züchtigung, (übers. Barbara Schaden, Suhrkamp Juni 2024)

Mit vierzehn war ich Zögling in einem Internat im Appenzell. In einer Gegend, in der Robert Walser viel spazieren ging, während er in Herisau, nicht weit von unserem Institut, in der Nervenheilanstalt war. Er ist im Schnee gestorben. Fotografien zeigen seine Spuren und die Lage seiner Leiche im Schnee. Wir kannten den Schriftsteller nicht. Nicht einmal unsere Literaturlehrerin kannte ihn. Manchmal denke ich, es ist schön, so zu sterben, nach einem Spaziergang, sich in eine natürliche Gruft, den Appenzeller Schnee fallen zu lassen, nach fast dreißig Jahren Irrenhaus in Herisau. Es ist wirklich schade, dass wir von Walsers Existenz nichts wussten, wir hätten sonst eine Blume für ihn gepflückt. Auch Kant war gerührt, als vor seinem Tod eine Unbekannte ihm eine Rose schenkte. Im Appenzell kann man nicht anders, man muss spazieren gehen. Wenn man die kleinen Fenster mit den weißen Rahmen betrachtet und die emsigen, glühenden Blumen auf den Fensterbänken, spürt man ein tropisches Gären, ein im Zaum gehaltenes Wuchern, man hat den Eindruck, dass im Inneren etwas vor sich geht, was bei aller Heiterkeit düster und ein wenig krank ist. Ein Arkadien der Krankheit. Dort drinnen scheinen Frieden und Todesidylle im schmucken Glanz zu herrschen. Ein Jauchzen aus Kalk und Blumen. Vor den Fenstern ruft die Landschaft, und das ist kein Trugbild, sondern ein *Zwang*, wie wir im Internat sagten. Ich hatte Französisch und Deutsch und Allgemeinbildung. Aber ich lernte überhaupt nicht. Von der französischen Literatur erinnere ich mich nur an Baudelaire. Jeden Morgen stand ich um fünf Uhr auf, um spazieren zu gehen, stieg in die Höhe und sah in der Ferne gegenüber, tief unten, einen Streifen Wasser. Das war der Bodensee. Ich betrachtete den Horizont und den See und wusste noch nicht, dass auch an diesem See ein Internat auf mich wartete. Ich aß einen Apfel und marschierte. Ich suchte die Einsamkeit und vielleicht das Absolute. Aber ich war neidisch auf die Welt. Es war eines Tages während des Mittagessens. Wir saßen alle auf unseren Plätzen. Ein Mädchen erschien, eine Neue. Sie war fünfzehn, ihre Haare waren so glatt und glänzend wie Klingen und ihre Augen streng, starr, beschattet. Die Nase war scharf und gebogen, und ihre Zähne, wenn sie lachte – und sie lachte wenig –, waren spitz. Eine schöne hohe Stirn, auf der man die Gedanken greifen konnte, auf der ihr frühere Generationen Talent, Intelligenz und Charme hinterlassen hatten. Sie sprach mit niemandem. Sie sah aus wie ein Idol, verächtlich. Vielleicht hatte ich deshalb den Wunsch, sie zu erobern. Sie wirkte nicht menschlich. Außerdem schien sie voller Überdruß. Das Erste, was ich dachte, war: Sie ist weiter gegangen als ich. Als wir aufstanden, trat ich zu ihr und sagte: »Bonjour.« Ihr »Bonjour« kam rasch. Ich stellte mich vor, mit Vor- und Zunamen, wie ein Neuling, und nachdem ich ihren Namen gehört hatte, schien das Gespräch beendet. Sie ließ mich dort stehen im Speisesaal, zwischen den anderen Mädchen, die miteinander schwatzten. Eine Spanierin erzählte mir irgendetwas in lebhaftem Ton, aber ich beachtete sie nicht. Ich hörte ein Stimmengewirr in verschiedenen Sprachen. Den ganzen Tag über ließ die Neue sich nicht sehen, aber am Abend stand sie pünktlich hinter ihrem Stuhl. Reglos, sie war wie verschleiert. Auf ein Zeichen der Leiterin sitzen wir alle, und nach einem Augenblick Stille beginnt das Stimmengewirr von neu- em. Am Tag darauf begrüßt sie mich zuerst. Im Internatsleben erfindet sich jede von uns, wenn sie auch nur eine Spur von Eitelkeit besitzt, ein Bild von sich, eine Art zweites Leben, legt sich eine bestimmte Art zu sprechen, zu gehen, zu schauen zu. Als ich ihre Handschrift sah, war ich sprachlos. Fast alle unsere Handschriften waren einander ähnlich, unbestimmt, kindlich, mit

Gottfried Keller — Preis der Martin Bodmer-Stiftung

rundem, breitem o. Ihre Schrift war vollständig konstruiert. (Zwanzig Jahre später sah ich etwas Ähnliches in einer Widmung von Pierre Jean Jouve in einer Ausgabe von *Kyrie*.) Natürlich tat ich, als wäre ich keineswegs erstaunt, ich sah kaum hin. Aber insgeheim übte ich. Und noch heute schreibe ich wie Frédérique.

Gottfried Keller — Preis der Martin Bodmer-Stiftung

Der schwarze Spitzenschleier

Meine Mutter war an einer Audienz beim Papst. Ich weiss das dank einer Fotografie, die den Heiligen Vater zeigt, während sie ihn anschaut, mit dem schwarzen Schleier. Diese Fotografie machte mir klar, oder besser machte für mich augenscheinlich, dass meine Mutter bedrückt war. Bedrückt auf endgültige Art. Ihr Lächeln ist traurig, ihr Blick, der versucht, freundlich zu sein, ist hoffnungslos. Mama war eine sehr gesellige Person, elegant, schöne Bijous, grosser Charme, Givenchy, Patou, lauter Eigenschaften, die Sinn für Ästhetik bezeugen und die ja den inneren nicht unähnlich sind. Auf dieser Fotografie habe ich erstmals gemerkt, dass Mama mit Sicherheit eine verzweifelte Frau war – oder beinahe verzweifelt.

Trotz ihren Bridge-Tischchen. Sie empfing häufig Gäste, ein paar Bridge-Tischchen habe ich geerbt, und manchmal höre ich die Ansagen: Sans Atout, Passe, Cœur. Und dann frage ich mich jeweils, warum sie zum Papst gegangen ist. Mir, ihrer Tochter, würde das nie einfallen. Was drängte sie dazu, den Segen des Papstes zu erbitten? Vielleicht ihre Verzweiflung. Sie wollte sich segnen lassen. Mit jenem dunklen Schleier aus Spitzen, der einen Teil ihres so traurigen Gesichts verbarg. Es hat etwas Erschreckendes, aufgrund einer Fotografie zu merken, dass die eigene Mutter bedrückt war. Endgültig bedrückt. Oder vielleicht war sie es nur in jenem Moment. Die Gegenwart des Heiligen Vaters hat sie in eine derartige Konsternation geworfen, dass ihr Ausdruck deshalb so unglücklich wirkt. Ausweglos. Während sie verzweifelt zu lächeln versuchte und die Augen schon finster waren. Erloschen, tot, zu. Trotzdem war sie noch schön. Der Schönheit gelang es nicht, die Verzweiflung zu überdecken, und genauso wenig verbarg der Trauerschleier, den sie auf dem Haupt trug, ihre Schönheit. Jetzt möchte ich wissen, warum sie zum Heiligen Vater ging. Suchte sie Trost? Vielleicht täusche ich mich. Unter dem ersten Eindruck habe ich gesagt, ihr Blick sei verzweifelt. Sie blickte dem Heiligen Vater in die Augen, mit einem distanzierten und sehr direkten Blick. Sie schaute ihm gerade in die Augen. Der Blick war allerdings kein bisschen fröhlich. Er war kalt und hoffnungslos. Sie hatte keinerlei Hoffnung. Ihr Sohn war dabei, neben ihr. Und auch er blickte traurig. Also ihr Sohn betrachtete den Heiligen Vater mit der Langeweile eines Kindes, das an nichts glaubt. Die Mama will es zum Papst mitnehmen, eine Privataudienz.

Es sei ein Luxus, den Heiligen Vater treffen zu dürfen, sagt man. Ich weiss nicht, ob das Wort Luxus angebracht ist, aber nur ausnahmsweise kommt man dem Heiligen Vater so nahe, dass man seinen Ring küssen kann oder sich vor ihm verbeugen oder niederknien. Niederknien ist vielleicht übertrieben. Ich kenne mich nicht aus in Fragen des angemessenen Benehmens gegenüber dem Heiligen Vater. Doch meine Mutter kannte die Etikette, sie wird den Kopf gebeugt haben, wie sie den Kopf vor dem Schicksal zu beugen begonnen hat.

Vor dem eher missgünstigen Schicksal, das ihr Leben aus dem Hinterhalt bedrohte. Ihre Schönheit war noch nicht gänzlich dahin, dann und wann glänzte sie noch auf, für aufmerksame Blicke durchaus bezaubernd und berührend. Die Tochter, weniger tiefgründig als die Mutter, hat immer an die Oberfläche der Dinge geglaubt. Also an die Schönheit. An den Schein. Was darunter ist, ist ihr egal. Wo darunter? Und was ist das Darunter? Deshalb glaubt die Tochter mehr an die Fotografien als an die abgebildeten Personen. Eine Fotografie wäre aussagekräftiger als die Person. Vielleicht. Immer vielleicht. Keine einzige Behauptung könnte sie dazu verleiten, dieser Behauptung kompletten Kredit zu geben.

Zurück zur Verzweiflung – ein Thema, das ihr lieb ist. Was gibt es Besseres als die Verzweiflung? Entdeckt man beim Betrachten einer Fotografie, dass jemand

Gottfried Keller — Preis der Martin Bodmer-Stiftung

verzweifelt ist, erschrickt man zuerst, doch dann tritt eine Art Ruhe ein. Eine Ergebenheit. Ich hatte meine Mutter nie so verzweifelt gesehen, ich hätte nie gedacht, sie könnte verzweifelt sein. Wir waren es, ihre Tochter und ihr Sohn, die immer meinten, wir seien verzweifelt. Nicht die Mama. Das war unser Vorrecht. Die Mama weiss gar nicht, was Verzweiflung ist, dachten wir. Aber nein, sie hat uns hinters Licht geführt. Um es klar und deutlich zu sagen. Die Kartenspielerin, und vielleicht Spielerin im Leben, die Frau, die uns eine Weile beschützte, die ihre Kinder beschützte – und dann gehen liess. Weil alles in ihrer Umgebung sie verlassen hat. Es gibt einen Moment, wie ein Blitzschlag, der sie heimsucht, zuschlägt und sich in nichts auflöst. Und eine Aura der Nacktheit hinterlässt. Eine Fotografie hat gereicht, um die Tochter zu überzeugen, dass sie verzweifelt war. Dieses Wort werde ich immer weiter wiederholen, weil sie selbst es nie gesagt hat. Sie hat nie ein Wort gesagt, das sie betraf. Ein mögliches eigenes Unbehagen betraf.

Heute noch, viele Jahre sind vergangen, und Mama ist nicht mehr da, möchte ich wissen, weshalb sie zum Papst gegangen ist. Weshalb die Audienz. Und weshalb dieser Blick. Wenn sie den Wunsch verspürte, den Papst zu sehen oder vielleicht seinen Segen zu erhalten, warum hatte sie dann diesen schrecklich traurigen Blick? So traurig, dass die Tochter, Jahre später, zusammenfuhr – als wäre die Mama plötzlich wieder lebendig und sagte ihr, sie habe genug vom Leben. Sufficit. Die Tochter ist zusammengefahren, durchzuckt von Liebe zu ihrer Mutter, die vielleicht immer vor ihr verborgen hielt, wie furchtbar unglücklich sie war, und sich entblößen liess von einer Fotografie.

(NZZ; Aus dem Italienischen von Barbara Villiger Heilig)

Gottfried Keller — Preis der Martin Bodmer-Stiftung

Reise ans Meer

Die Fotografie. Das erste Mal begegnete ich Ingeborg Bachmann auf einer Schwarzweiss-Fotografie. Das letzte Mal auf einem Zimmer im Krankenhaus Sant'Eugenio in Rom. Das Foto, das Abbild dieses Gesichtes, das ich lange in Händen hielt, genügte, um den Wunsch in mir aufkommen zu lassen, sie kennenzulernen.

Inzwischen sind beinahe dreissig Jahre vergangen. Und dieses Gesicht geht mir noch immer nach. Fast noch mehr, in gewissem Sinn, die Fotografie von diesem Gesicht.

Aber das konnte nur mit ihr passieren. Und ich werde versuchen, es zu erklären. Ein Abbild, das mag seltsam klingen, kann manchmal lebendiger sein als eine reale Erscheinung. Dieses Foto hatte etwas Beseeltes an sich, es hatte in meinem Kopf zu leben begonnen. Ich suchte nicht nach einer Übereinstimmung zwischen Ingeborg und ihren Gedichten, sondern ich wollte sie sehen, erleben. Ich fürchtete fast, ihre tatsächliche Erscheinung könnte nicht von Bestand sein. Sie hatte etwas Geheimnisvolles und Schüchternes in den Augen.

Und eine überirdische Stärke. Eine göttliche Verwegenheit und Stärke. Ihr Teint schien überhell, weisser Stuck, bei der leisesten Brise würde er sich wohl verlieren.

Die Jahre hatten ihr noch nichts anhaben können, der Schmelz der Jugendlichkeit einer wunderschönen und beunruhigenden Frau. Ich möchte fast sagen, dass Ingeborg Bachmann für mich als Abbild ihrer selbst zu existieren begann. Die Maske der Jugendjahre lag wie ein Schleier über ihrem Gesicht, undeutlich erkannte man darin die Schlaflosigkeit. Und etwas, das kein Alter hat, keinen Staub ansetzt. Ingeborg Bachmann wollte das Alter nicht. Ich betrachtete wieder dieses Gesicht, das keinerlei Unruhe verriet, ausser vielleicht jener urmenschlichen. Es verriet jedoch eine Stille, das hartnäckige und sanfte Gebot: schweigen. Diesem Gesicht hatte sie verordnet in absentia zu bleiben.

DAS HAUS MIT DEM SALZWASSER. Am 31. Juli 1971 sind wir mit dem Auto, einem Alfa Romeo 2600, von Rom aus nach Po-veromo-Forte dei Marmi gefahren. Ingeborg Bachmann las die Strassenkarte. Es schien eine weite Reise. Und Poveromo schien weiter weg als Wien und Klagenfurt, wo wir schon gewesen waren. Aber dieses Mal ging es darum, einen Monat zusammen zu verbringen. Vielleicht war es so etwas wie eine Reise im Kopf: das Zusammenleben, wie wir es uns im voraus ausmalten. Das Haus, das wir gemietet hatten, war geräumig, mit einem Garten. Aber das Wasser war salzig. Der erste Tee, den wir getrunken haben, schmeckte widerlich. Der Garten, mit den etwas kränklichen Pinien, erweckte den Eindruck, der Sommer sei schon zu Ende, den Eindruck ruhiger Verlassenheit. Ingeborg hatte gesagt: weg aus Rom, an nichts mehr denken, keine Briefe, keine Telefonate, kein Antwortenmüssen.

Ihr Tisch in der Via Bocca di Leone war übersät mit ungeöffneten Briefen. Und als sie «nichts» sagte, schwang in ihrer Stimme eine schüchterne Bestimmtheit mit. Wir gingen zum Bahnhof von Pietrasanta und holten Oriele und Marcella ab, die beiden Zeugen Jehovas. Oriele war eine Frau, die immer lächelte, immer gütig war, mit vollen Haaren; Marcella war ernst, hager, aber sie konnte so nachsichtig sein. Sie holten das Wasser immer an einem Brunnen, und auf den Feldern pflückten sie wilde Rauke. Erfahrene Köchinnen. Die Hausordnung war sofort klar, ohne dass irgend jemand sie eingeführt hätte. Jeden Tag das gleiche. Ein wenig ans Meer. Ein wenig an die Sonne. Ingeborg schwamm hervorragend. Wer Lust hatte, ass zu Mittag, Sellerie und was dazu. An dem langen Tisch für zwölf Personen. Um zwei, immer zur gleichen Zeit.

Nachmittags ging jeder in sein Zimmer, und man traf sich wieder zum Tee. Abends ass man zu Hause. Am Tischende ein Freund von Ingeborg, Roberto Calasso.

Gottfried Keller — Preis der Martin Bodmer-Stiftung

Und dann: nächtliche Gespräche. Ich glaube, dass Ingeborg diese familiäre Eintönigkeit gefiel. Was mich an ihr immer bestochen hat, ist die unbedingte Feinfühligkeit, wenn man so sagen kann, mit der sie sich anderen und vor allem ihren Freunden zuwandte. Als ob sie, mit der Präzision eines Mathematikers, alle Nuancen kennen würde, die verletzen oder wehtun konnten.

Dem Geheimnis brachte sie grösste Achtung entgegen. Manchmal war der schwierigen Ingeborg nichts lieber als scherzen, auch wenn sie besonders ernst war. Sie hat etwas so Junges an sich, eine natürliche Rätselhaftigkeit. Die Erinnerungen sind eigentlich keine Vergangenheit.

Wir lebten wie Eingeschlossene. Wir hatten es so gemütlich, dass wir kaum ausgingen. Weder auf einen Kaffee noch wegen der Zeitung. Die beiden Zeugen Jehovas kümmerten sich um alles. Wenn Ingeborg in die Küche ging, klopfte sie an.

Sie wollte die beiden nicht stören. Jahre später erzählte Oriele, dass man «im Saal» (so nennen die Zeugen Jehovas ihren Versammlungsort) von Ingeborg Bachmann gesprochen habe. Abschnitte aus ihren Büchern gelesen.

Laut Oriele hielt die Signora Bachmann darauf, gut auszusehen. Sie zog sich oft um und war sehr gepflegt. Abends trug sie lang, und, so Oriele, wenn sie die grosse Treppe herunterkam, erschien sie wie eine Königin. Beim Aufräumen fand Oriele zwischen den Polstern des Sofes, auf dem Ingeborg gewöhnlich sass, glatte, goldfarbene Haarklammern. Meist brachte sie ihr diese dann aufs Zimmer. Einmal jedoch entschied sie sich, sie zu behalten: sie wollte ein Andenken an die Signora, weil sie dachte, sie würde sie vielleicht nie wieder sehen. Sie bewahrt die Klammern noch heute auf, steckt sie an ein rosaseidenes Band, um sie nicht zu verlieren. Well, erzählte mir Oriele noch, die Signora die Haare offen trug; nur manchmal hielt sie sie im Nacken zusammen. Ingeborgs Zimmer duftete nach Rosen, erzählt Oriele ausserdem. Deshalb kaufte sie sich das gleiche kleine blaue Fläschchen Rosenwasser wie Ingeborg. Oriele spritzte ihr fünfmal Aufbaupräparate zur Stärkung. Sie erinnert sich an eine glückliche Ingeborg Bachmann. Zum Wort «glücklich» kann ich nur schweigen. Aber ich weiss: es war so etwas ähnliches. Ich hätte gewünscht, dass es lange dauert. Ewig.

Eines Tages besuchte uns Calvino. Er sagte nichts. Mitten im Wohnzimmer stand ein Klavier. Calvino setzte sich nicht. Schönes Licht, ein bisschen gedämpft, fiel durch die Fenster. Wir hatten vereinbart: wenn er nichts sagt, sagen wir auch nichts. Ingeborg fiel das weiter nicht schwer. Das Klavier, die Fenster, das Licht, die Unbeweglichkeit im Salon fügten sich dem Schweigen. Nach vielleicht einer Viertelstunde sagte Calvino: «Eh...hemm.» Das wirkte wie ein Signal. Ein bisschen Konversation, spärlich, kam auf. Er lud uns zum Abendessen in die Pension ein, in der sie wohnten:

Chichita Calvino und ein paar wenige andere. Die Unterhaltung war etwas lebhafter. Man sprach über südamerikanische Schriftsteller. Und über das Verlagswesen in Deutschland. Es war nett. Aber wir wollten nach Hause. Wo wir dann weiterredeten.

Ich begleitete Ingeborg auf ihr Zimmer und wünschte ihr eine gute Nacht. Fragte sie, ob sie noch etwas brauche. Ich habe sie nie sagen gehört, dass sie etwas wolle. Sie wollte nur nicht aus dem Haus. Aber diesen Wunsch äusserte sie nie.

Wir gingen noch einmal aus. Der Verleger Fischer, der den Nachnamen von seiner Frau Tutti Fischer angenommen hatte und eigentlich Bermann hiess, lud uns zu sich nach Hause ein. Man nannte seine Frau Tutti, weil sie anscheinend alle, tutti, kannte. Aus den Zeiten Hemingways und Thomas Manns. Herr Fischer selbst öffnete uns. Ein blaue Jacke, Typ Yachtbesitzer. Sein Händedruck war energisch. Als er Chichita Calvino die Hand schüttelte, zersprang ihr Opalring. Wir suchten im Innenhof, wo eine klassische Statue beleuchtet war, die Faustina, aber wir fanden nicht einmal einen

Gottfried Keller — Preis der Martin Bodmer-Stiftung

Splitter. Bei Tisch sprachen sie, die Fischers, von berühmten Schriftstellern: alle bereits tot. Ingeborg schweigsam. Wir gingen in Fischers Arbeitszimmer. In seiner Bibliothek stand die gesamte Reihe der Fischer-Taschenbücher. Wir schauten sie an. Es wurde spät. Ingeborg hatte sich auf dem Weg einen Absatz ruiniert. Wir gingen noch einmal an der Faustina vorbei, sie schien jetzt noch heller beleuchtet. Ingeborg war ungeduldig und wollte nach Hause. Und zu Hause plauderten wir, wie jeden Abend, noch lange.

Obwohl der Abend nicht uninteressant gewesen war, der angenehme Ort, die kühle Brise, trotz des festen Händedrucks, des verlorenen Opals, haben wir beschlossen, dass wir weitere Einladungen ablehnen würden.

Die zurückhaltende Stimme Ingeborgs, bestimmt. Duldete keinen Widerspruch.

Ein langjähriger lieber Freund kam zu Ingeborg auf Besuch. Gescheit, witzig, elegant, charmant, so wienerisch einfach. Er trug dunkle Schlappen, wahrscheinlich ein Andenken. Und Josef Schwarzenberg war stolz auf sie. Er hatte sie immer dabei. Bei Tisch kam er auf die Zeit zu sprechen, als Ingeborg in Wien gelebt hatte - und plötzlich war auch Ingeborg so wienerisch -, und dann auf die Schweiz. Ingeborg sagte, dort gebe es zu viele Kühe und, abgesehen von den Bergen, den Weiden, nichts so Besonderes... Einmal war sie nach einem Aufenthalt im Engadin nach Mailand gekommen. «Hier kann man atmen», sagte sie, «endlich, endlich kann ich atmen.» Sie war zu Gast bei einem berühmten Mann.

Aber mehr kann ich nicht sagen. Für Ingeborg war Indiskretion unverzeihlich. Josef zog aus seiner Tasche den Konföderations-pass. Er war Schweizer. Er - der *wienerischste* aller Wiener. Sie hatten ihm die Staatsbürgerschaft geschenkt. Man sprach von Lernet-Holenia, der ein paar Zimmer in der Hofburg hatte. Ingeborg war ihm dankbar dafür, dass er ihr geholfen hatte, als sie das Mädchen aus Klagenfurt war, im Wien des «Dritten Mannes». Aus Berlin kam Uwe Johnson angereist. Mit seiner Frau, seiner kleinen Tochter und einem Freund. Uwe Johnson hatte gerade ein tausendseitiges Buch beendet. Er kleidete sich ganz in Schwarz. Der Monat ging zu Ende. Ein goldener Hauch schimmert auf Ingeborgs Gesicht. Man sperrte das Tor. Ich möchte mit einem Satz aus einem Buch Ingeborgs schliessen: «Schattenschlaf, geflügelte Heiterkeit über Abgründe.»

(DU-Heft zu Ingeborg Bachmann, Das Lächeln der Sphinx; AUS DEM ITALIENISCHEN VON HELGA LEIPRECHT)